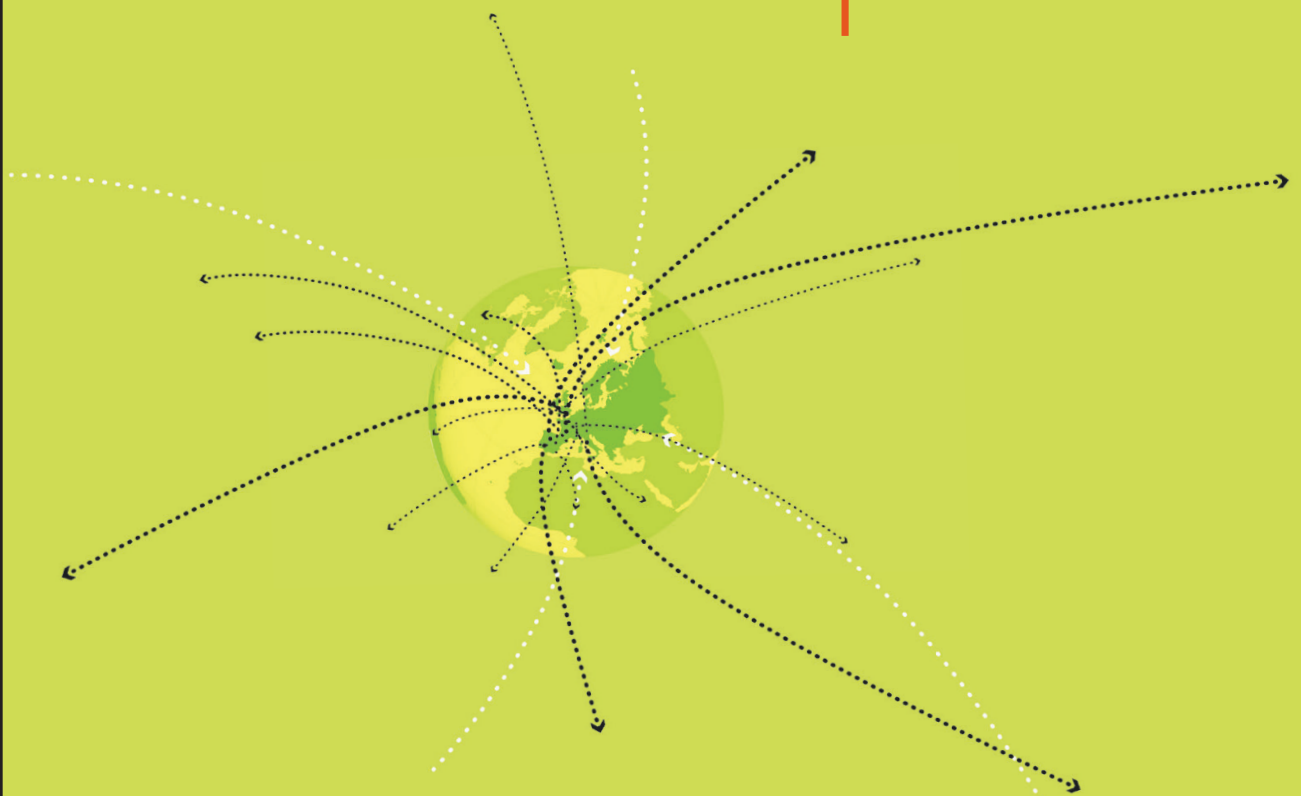


Dierk Walter
Organisierte
Gewalt in der
europäischen
Expansion



Gestalt und Logik
des Imperialkrieges



Dierk Walter

Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion

Gestalt und Logik des Imperialkrieges

Hamburger Edition

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de

© der E-Book-Ausgabe 2014 by Hamburger Edition
ISBN 978-3-86854-629-3
E-Book Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

© 2014 by Hamburger Edition
ISBN 978-3-86854-280-6

Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Typografie und Herstellung: Jan und Elke Enns
Satz aus Stempel Garamond von Dörlemann Satz, Lemförde

Für Birgit, Charlotte und Pauline,
in Dankbarkeit für ihr Verständnis
und ihre Liebe

Inhalt

Einleitung 9

1. Krieg an der Peripherie 25

Raum 27; Logistik und Mobilität 34; Die Gegner der Imperien 42; Die Macht der Imperien 57; Die Grenzen der Machtprojektion 62; Truppenzahlen, Bevölkerung und Raum 68; Raumbeherrschung 76; Grauzonen 79; Entscheidung um jeden Preis 86; Kooperation 90; Politische Kriegführung 109; Fazit 117

2. Ziele und Legitimationen 119

Begrenzte Ziele 122; Strafexpeditionen 125; Gehorsamserzwingung 127; Regimewechsel 130; Unterwerfung 132; Raub und Zerstörung 134; Totale Kriegsziele 139; Opportunismus 142; Indigene Motive 143; Fazit 147

3. Grenzüberschreitungen 150

Krieg ohne Regeln 156; Militärische Notwendigkeit 161; Härte und Entschlossenheit 166; Kulturdistanz 170; »Indianerland« 176; Vergeltungsdiskurse 180; Gewalttraditionen 183; Institutionelle Dynamiken 187; Ausnahmezustände 188; Fazit 190

4. Asymmetrie, Anpassung und Lernen 193

Streitkräfte 195; Taktik 207; Technik 212; Festungen 221; Seekrieg 223; Luftkrieg 226; Gewaltkulturen im Konflikt 229; Wissen und Ignoranz 233; Lernen 240; Fazit 255

Schluss 258

Danksagung 272

Anmerkungen 274

Literaturverzeichnis 367

Zum Autor 415

Einleitung

Afghanistan seit 1999, Irak seit 2003, Mali seit 2013 – die anhaltenden militärischen Interventionen westlicher Mächte in der Dritten Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts machen mittlerweile nurmehr selten Schlagzeilen. Wir haben uns wieder daran gewöhnt, dass westliche Truppen – auch deutsche – dauerhaft in Asien und Afrika stehen, und selbst der Begriff »Krieg«, in Deutschland vor allem aus verfassungsrechtlichen und historischen Gründen lange Zeit geächtet, wird für solche bewaffneten Einsätze zunehmend Konsens.

Allerdings ist mit dieser Anerkennung des Faktischen gleichzeitig die Vorstellung eines tief greifenden Wandels in unserer Begrifflichkeit von Krieg verknüpft. Die peripheren Konflikte der Gegenwart haben mit dem überlieferten Kriegsverständnis der westlichen Moderne, das sich am symmetrischen Großmächtekonflikt im Stil der Weltkriege des 20. Jahrhunderts orientiert, offenbar wenig gemeinsam. Die Streitkräfte der USA und Westeuropas, jahrzehntelang ausgerüstet und ausgebildet für die hochintensive mechanisierte Kriegführung im Schatten taktischer Atomwaffen, befinden sich nach wie vor in einer mentalen und organisatorischen Reorientierung, da stark politisch geprägte Einsätze mit geringen Truppenzahlen in wenig erschlossenen Gebieten mit schwacher Staatlichkeit für vom Kriegsbild des Kalten Krieges geprägte Führungseliten eine neue und fremde Herausforderung sind. Es gibt unter Journalisten, Politikwissenschaftlern, Militärs und Verteidigungspolitikern wenig Zweifel, dass wir es bei den peripheren Interventionen des 21. Jahrhunderts mit »neuen Kriegen«¹ zu tun haben.

Der historisch informierte Blick auf diese Konflikte allerdings legt das Gegenteil nahe: Die gegenwärtigen Militäreinsätze westlicher Streitkräfte in der Dritten Welt stehen in einer langen Tradition. In den prägenden Determinanten der Kriegführung, in Erscheinungsform und Konfliktlogik haben sie erstaunlich viel gemeinsam mit den Gewaltkonflikten zwischen europäischen Mächten und nichteuropäischen Gesellschaften seit Beginn der europäischen Ausbreitung über die Welt. Die Eroberung Amerikas und die maritime Expansion

in Asien im 15./16. Jahrhundert, die nordamerikanischen Indianerkriege des 18. und 19. Jahrhunderts, die klassischen Kolonialkriege im »Zeitalter des Imperialismus«, die großen Dekolonisationskonflikte nach 1945, die »heißen Kriege« des Kalten Krieges in der Dritten Welt: Sie alle teilen sich mit den Interventionen der Gegenwart eine ausgeprägte Familienähnlichkeit, die das Konzept »neuer« Kriege als im besten Fall kurzsichtig, geprägt von einer Fixierung auf das kerneuropäische Kriegsbild des 20. Jahrhunderts, und im schlimmsten Fall als publizistischen Sensationalismus entlarvt.

Dass diese Familienähnlichkeit meist unbemerkt bleibt, hat seinen Grund. Die akademischen Epochengrenzen sperren sich gegen eine Zusammenschau auch nur frühneuzeitlicher Konflikte und solcher des 19. und 20. Jahrhunderts. Das Jahr 1945, das den Kalten Krieg und die Dekolonisation einläutete, ist eine derart konstitutive Zäsur für die Welt der Gegenwart, dass Kontinuitäten über diesen Einschnitt hinaus kaum wahrgenommen werden. Und Imperialismus, Kolonien, Kolonialherrschaft und Kolonialkrieg haben inzwischen eine so schlechte Presse, dass aktuelle Konflikte schon aus legitimatorischen Gründen jeden Bezug zu diesen älteren Strukturen und Präzedenzfällen vermeiden müssen. Entsprechend würden wohl die meisten informierten Zeitgenossen zustimmen, dass die »humanitären Interventionen« und der »Krieg gegen den Terror« der letzten Dekaden kaum Parallelen zu den kolonialen Eroberungsfeldzügen und Strafexpeditionen des »Zeitalters des Imperialismus« aufweisen. Schon allein deswegen, weil es heute keine westlichen Imperien mehr gibt, die in Übersee Kolonien in Besitz nehmen. Selbst bei faktischen Schutzherrschaften wie im Irak oder Afghanistan nehmen die westlichen Nationen inzwischen davon Abstand, im Stil des späten 19. Jahrhunderts die Weltkarte umzuzeichnen.

Aus der Sicht der längerfristigen globalen Macht- und Gewaltgeschichte der Moderne kaschieren aber solche staatsrechtlichen Unterscheidungen wesentliche strukturelle Kontinuitäten. Man muss kein Neomarxist sein, um zu erkennen, dass die Welt der Gegenwart weiterhin von der politischen, wirtschaftlichen, militärischen, rechtlichen und kulturellen Dominanz der Kernmächte des Westens geprägt ist.² Die globale Reichweite des »Weltsystems«³ ist heute nahezu absolut; und die westlichen Industrienationen legen (zusammen mit einzelnen Regionalmächten in der Dritten Welt) in diesem System die Regeln fest, nach denen die übrigen Staaten zu spielen haben

oder widrigenfalls mit politischem und wirtschaftlichem Druck und in letzter Instanz mit Waffengewalt dazu angehalten werden. Insgesamt ist das zweifellos eine imperiale Struktur, eine Machtbeziehung zwischen starken und schwachen Kollektiven, zwischen politisch, wirtschaftlich und kulturell expansiven und dominanten Kerngesellschaften einerseits und strukturell von ihnen abhängigen Peripheriegemeinschaften andererseits. Und die militärischen Interventionen in diesem Kontext haben im Kern den Sinn, die Einbindung oder Wiedereinbindung dieser peripheren Gesellschaften in das globale System sicherzustellen und dessen Regeln (Völkerrecht) und Werte (Demokratie, Kapitalismus und Liberalismus) durchzusetzen. Ob dabei Kolonien entstehen, tut analytisch wenig zur Sache, zumal in der Gesamtgeschichte der europäischen Expansion formelle Kolonialherrschaft immer nur die glänzende Vorderseite der imperialen Medaille war, deren weniger auffällige Rückseite in ausgedehnter, mit politischen und militärischen Mitteln durchgesetzter wirtschaftlicher Dominanz des Westens über weite Teile der Welt bestand.

Diese Perspektive, die statt der globalen Zäsuren des 20. Jahrhunderts in den Beziehungen des Westens zur übrigen Welt vielmehr die strukturellen Kontinuitäten in den Vordergrund stellt, entspricht vielleicht nicht dem politischen Bewusstsein und den Legitimationsbedürfnissen der Gegenwart, wohl aber dem Stand der Imperialismusforschung, die zunehmend die gesamte Moderne als eine 500-jährige Geschichte der europäischen Durchdringung der Welt in den Blick nimmt. Wurden früher dramatische Ausschnitte aus diesem Prozess, vermeintliche Verdichtungen, als »(Zeitalter des) Imperialismus« herausgehoben, so haben in den letzten Dekaden die Forschungen von Ronald Robinson und John Gallagher sowie Peter Cain und Anthony Hopkins⁴ wenigstens für den britischen Imperialismus die Kontinuitäten mit früheren Epochen belegt, und in Deutschland hat Wolfgang Reinhard⁵ die gesamten 500 Jahre der »europäischen Expansion« seit der Eroberung Amerikas als empirische Einheit beschrieben. Auch die imperiale Geschichte Spaniens lässt langfristige Kontinuitäten erkennen.⁶

Weniger die stark zeitdiagnostisch und politisch geprägte Theorie von »Neokolonialismus« und Dependenz,⁷ wohl aber der »periphere Ansatz« Ronald Robinsons, demzufolge Imperialismus vorzugsweise auf der Zusammenarbeit mit indigenen Eliten basierte und

formelle Kolonialherrschaft nur ein Notbehelf war,⁸ lässt die Frage zu, ob diese Machttechnik überhaupt mit der Dekolonisation beendet hat.⁹ Die jüngste vergleichende Imperienforschung legt nahe, dass die globale Dominanz des Westens nicht allein kulturell, sondern auch machtpolitisch kein ausschließliches Phänomen der Vergangenheit ist; dass vielmehr die Welt der Gegenwart sowohl von modernen Imperien wie den USA und Russland als auch von global dominanten überstaatlichen Zusammenschlüssen geprägt ist, die kollektiv in ihren Außenbeziehungen und Binnenstrukturen wie Imperien agieren.¹⁰ Es ist mithin zulässig, den wirtschaftlich-politischen Entstehungsprozess der modernen »globalisierten« Welt insgesamt als gedankliche Einheit zu betrachten¹¹ – was ja nicht heißt, dass man deswegen Zäsuren in diesem Prozess ignorieren muss. Ob man für den Gesamtprozess dann den Begriff des Imperialismus trotz seiner jahrhundertlangen Geschichte als politischer Kampfbegriff¹² verwenden möchte oder die anscheinend deskriptivere »europäische Expansion« vorzieht, tut wenig zur Sache.

Dieser Prozess der westlichen Durchdringung der Welt war, wie oft angemerkt worden ist, außerordentlich gewaltsam: »Die Geschichte des Imperialismus ist die Geschichte des Krieges«, so Daniel Headrick.¹³ Schon der Startschuss der europäischen Expansion, die Eroberung Mittelamerikas, begann mit der faktischen Ausrottung der indigenen Bevölkerung der meisten karibischen Inseln durch die Spanier (und die von ihnen eingeschleppten Seuchen),¹⁴ und seitdem gehörten tödliche Demonstrationen der Wirkung von Feuerwaffen zur Einschüchterung und Erpressung, gehörten Menschenraub, Landbesetzung, die Vernichtung von Wohnstätten und Ressourcen, Plünderung, Strafexpeditionen, Aufstandsbekämpfung, regelrechte Kriege, Massaker, Vertreibungen und sogar Völkermord zu den Mitteln der Expansion – und mehrheitlich auch zu ihren Gegenmitteln. Gewalt war in der Ausweitung der europäischen Macht allgegenwärtig, war geradezu Dauerzustand – ab dem späten 19. Jahrhundert gibt es entsprechende Statistiken, die eine dichte Folge von Militäroperationen selbst in angeblich befriedeten Kolonien belegen, oft Dutzende im Zeitraum weniger Jahre. Folgt man Gallagher und Robinson mit der einleuchtend simplen Definition von Imperialismus als der politischen Funktion der Eingliederung neuer Gebiete in eine expandierende Wirtschaft,¹⁵ so baute diese politische Funktion ihrerseits ganz klar auf ein prominentes Gewaltelement auf. Das heißt

nicht notwendig, dass die europäische Durchdringung der Welt eine militärische Eroberung war – dazu fehlten nicht zuletzt die Mittel. Aber sie war andererseits von Gewalt und Krieg nicht zu trennen.

Versteht man den Prozess der europäischen Expansion also als gedankliche Einheit, so ist es sinnvoll, auch seine Gewaltgeschichte insgesamt zu betrachten und zu fragen, ob dabei übergreifende Muster erkennbar werden – ob es sich bei der Gewaltkomponente des Imperialismus etwa um eine Konfliktart *sui generis* handelt. Diesen Versuch unternimmt das vorliegende Buch. Inspiriert allerdings ist es nicht primär von dieser deduktiven Perspektive, sondern ganz induktiv von empirischen Beobachtungen: von der eingangs erwähnten auffälligen Familienähnlichkeit der im Rahmen der europäischen Durchdringung der Welt seit dem 16. Jahrhundert ausgetragenen Gewaltkonflikte.

Diese Familienähnlichkeit fängt an bei metropolitenen Grundvoraussetzungen wie dem außerordentlich begrenzten Mittelaufwand für periphere Konflikte und setzt sich fort in der großen Bedeutung des fernen und unerschlossenen Raumes an der Peripherie für die Kriegführung, von Operationen und Logistik bis zur Taktik. Die meist sehr ausgeprägte Asymmetrie der beiderseitigen gesellschaftlichen und militärischen Organisationsformen, der jeweiligen Fähigkeiten zur Ressourcenmobilisierung und die stark unterschiedlichen Kriegführungsstile fallen ebenso unter die Familienähnlichkeit wie der Charakter des Krieges als Zusammenstoß unterschiedlicher Gewaltkulturen. Krieg und Frieden waren an den Rändern der Imperien kaum voneinander zu trennen; Konflikte hatten oft weder Anfang noch Ende und keine klaren Fronten. Gar nicht denkbar ist die europäische Durchdringung der Welt ohne transkulturelle Bündnisse, und diese geben den Gewaltkonflikten in diesem Kontext einen primär politischen Charakter. All diese Umstände haben massive Auswirkungen auf die Struktur der Kriege im Rahmen des Imperialismus und erweisen sie als grundsätzlich anders gelagert als die gleichzeitig geführten europäischen Großkriege. Insbesondere tragen diese Umstände in hohem Maße dazu bei, die auffällige Brutalität dieser Gewaltkonflikte ohne Rückgriff auf nationale Idiosynkrasien zu erklären – nämlich weil ähnliche Probleme immer wieder zu ähnlichen Lösungen führten, und zwar über die Imperien- und Epochengrenzen hinweg.

Es ist also weniger der theoretische Blick auf die Gesamtgeschichte organisierter Gewalt in der europäischen Expansion, der hier im Vordergrund steht. Es ist vielmehr der Versuch, in der Zusammenschau empirischer Beobachtungen Muster zu finden, aus denen sich die Gewaltkomponente des Imperialismus als identifizierbares historisches Strukturphänomen erweist, und dessen Konfliktlogik schlüssig zu erklären. Das unternimmt Kapitel 1 des Buches. Kapitel 2 befasst sich mit der Frage der beiderseitigen Kriegsziele und entsprechend mit einer tentativen Typologie der Konfliktmuster organisierter Gewalt in der europäischen Expansion. Die häufige Annahme, es ginge an der Peripherie stets um umstandslose Eroberung und totale Beherrschung, versperrt eher den Blick auf Kontinuitäten, da sie allenfalls in der Hochphase des formellen Imperialismus zutrifft, aber nicht einmal dort durchgehend. Auch hinsichtlich impliziter und expliziter Legitimationen für Interventionen in der nichtwestlichen Welt relativieren sich bei genauerem Hinsehen vorgebliche Diskontinuitäten.

»Was geschieht, wenn asymmetrische Militärkulturen aufeinandertreffen? Diese Frage kam in den vier Jahrhunderten nach 1500 wieder und wieder auf, als die Europäer sich aggressiv über die Weltmeere nach Amerika, Südasien und Afrika ausbreiteten und auf Staaten, Gesellschaften und Militärsysteme trafen, die von ihren eigenen sehr unterschiedlich waren.«¹⁶ Dieser Hinweis Gerald Bryants beschreibt die Problemstellung für Kapitel 3 und 4 dieses Buches. Tatsächlich ist die Differenz der Gewaltkulturen neben der allgemeinen Logik des Imperialismus und der Machtprojektion in fernen, unerschlossenen Räumen wohl das auffälligste Merkmal der imperialindigenen Gewaltbegegnung im Rahmen der europäischen Expansion. Wo die Kriegsgegner so völlig unterschiedliche Vorstellungen von der Rolle der Gewalt im menschlichen Dasein, von ihrer erlaubten Reichweite und ihren Grenzen hatten, wie der Westen und der größte Teil der übrigen Welt in der Neuzeit, wo Gewaltmittel und Organisationsformen so unterschiedlich waren,¹⁷ da lagen essenzielle Abgrenzung und Missverstehen nahe und trugen zur Gewaltentgrenzung bei. Davon handelt Kapitel 3.

Wie Adam Hirsch für Neuengland im 17. Jahrhundert konstatiert, führte Krieg zwischen sehr unterschiedlichen Gegnern zu einem hohen Anpassungsdruck: »Da Militärkulturen ihren Ausdruck meist nur in den Zeiten tatsächlicher Kriegführung fanden [...], war der

Anpassungsprozess nicht graduell, wie in den meisten anderen Kulturbereichen, sondern ›explosiv‹ und trat nur in einzelnen Zeitspannen auf. Diese Charakteristik vergrößerte die Orientierungslosigkeit und die Missverständnisse, die das Treffen zweier verschiedener Kulturen unweigerlich begleiteten.«¹⁸

Stellt Hirsch hier die negativen Konsequenzen in den Vordergrund, so betont Robert Utley die Chancen der transkulturellen Begegnung (und ihren Reiz für die Geschichtswissenschaft): »Krieg ist eine Aktivität, die stark von kulturellen Einflüssen geprägt ist. Menschen aus verschiedenen Kulturen führen daher auf sehr unterschiedliche Weise Krieg. Wenn zwei solche Völker einander bekämpfen, stellen sie dem am Militärwesen Interessierten neue und faszinierende Forschungsgebiete zur Verfügung. Die Herausforderung ist besonders einladend, wenn der kulturelle Abstand groß ist, wenn ein Volk mit einfacher Technologie und Gesellschaftsorganisation auf eines mit komplexer Technologie und Gesellschaftsorganisation trifft.«¹⁹ Was natürlich in der europäischen Expansion sehr häufig der Fall war. Kapitel 4 zeigt entsprechend die Entwicklungspotenziale auf, die sich aus diesem Anpassungsdruck ergaben: Wie sich die Konfliktparteien zumindest längerfristig aneinander bzw. an die Umstände der Kriegführung anpassten, Waffen, Taktiken und Methoden neu entwickelten oder voneinander übernahmen, wie sie dauerhaft und über den Fall hinaus lernten, wobei imperiale Militärapparate ein Stück weit ein Verständnis dafür entwickelten, den Krieg gegen indigene Gesellschaften an der Peripherie eben als Konfliktform *sui generis* zu betrachten – und wie beide Seiten unter bestimmten Umständen regelrechte Gewaltkultursynthesen hervorbrachten.

Der Versuch, die Gewaltkomponente des westlichen Imperialismus über Imperiangrenzen und Epochenzäsuren hinweg zu untersuchen, ist bisher kaum unternommen worden. Einem übergreifenden Blick auf die Gewaltgeschichte der europäischen Expansion insgesamt scheinen bislang nicht nur die älteren Periodisierungen (Kolonialismus – Imperialismus – Dekolonisation) und die akademischen Epochenengrenzen im Wege gestanden zu haben, sondern auch eklatante Zäsuren wie die Entwicklung der Waffentechnik: Ob der Westen der nichteuropäischen Welt mit Arkebusen, Maschinengewehren, Phantom-Jagdbombern oder Drohnen gegenübertritt, macht offenbar einen großen Unterschied. Ähnliches gilt für die internationale Kon-

stellation und für den Wandel von Kriegslegitimationen, der seit 1945 besonders auffällig ist.

Entsprechend sind selbst vergleichende Studien der Konfliktmuster in der Gewaltgeschichte der europäischen Expansion meist eng epochal gebunden. Das stark theoretisierende Paradigma der »asymmetrischen Kriegführung« wird fast ausschließlich auf die jüngste Zeit nach 1990 angewandt²⁰ und ist eng verwandt mit dem plakativen Begriff der »neuen Kriege«. Für beide Termini ist der (negative) Referenzpunkt der hochintensive und totalisierte symmetrische Großkrieg in der nördlichen Hemisphäre, verkörpert in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts und im ausgebliebenen Dritten Weltkrieg zur Zeit des Kalten Krieges. Dass nach 1990 ein Wandel im Kriegsbild konstatiert wird, entspricht der Wahrnehmungsverschiebung in der westlichen öffentlichen Meinung vom Zentrum – wo Hochrüstung und militärische Krisen weggefallen sind – zur Peripherie – wo die bewaffneten Konflikte anhalten –, steht aber der Einsicht in längerfristige Kontinuitäten der Kriegführung *an der Peripherie* eher im Wege.

Für die Epoche der Dekolonisationskriege von 1945 bis ungefähr 1975 beschränken sich vergleichende Forschungen in der Regel auf die Entwicklung der westlichen Doktrinen der Aufstandsbekämpfung wie Counterinsurgency und *Guerre révolutionnaire*. Wenn ältere Entwicklungen einbezogen werden, dann meist allein im nationalen Kontext und nicht weiter zurück als in die Zwischenkriegszeit.²¹

Am ehesten hat sich die vergleichende Gewaltgeschichte des Imperialismus dessen »klassischer« Phase ungefähr zwischen 1880 und 1920 angenommen, wobei aber in der Regel die kontinentale Expansion der USA und Russlands unter den Tisch fiel. So offenbare Parallelen, wie sie zwischen den Indianerkriegen der USA und der westlichen Eroberung Afrikas bestanden, blieben dabei mit wenigen Ausnahmen unerwähnt. Für die Frühe Neuzeit oder das frühe 19. Jahrhundert sind vergleichende Studien der Gewaltkomponente der Expansion außerordentlich rar.

Erschwerend kommt die nationale Fragmentierung der Forschung hinzu, aus der nicht zuletzt die anhaltenden Versuche resultieren, die Gewaltsamkeit der deutschen Kolonialkriege aus der deutschen Militärtradition, deutschen rassistischen Prädispositionen oder deutschem genozidalem Gedankengut zu erklären.²² Legt man

neben solche Ausführungen etwa den Versuch Olivier Le Cour Grandmaisons, die Brutalität der Kolonialkriegführung in Algerien und anderen französischen Kolonien vom 19. bis zum 20. Jahrhundert als französischen Sonderweg der Kolonialkriegführung zu interpretieren,²³ fällt die Sinnlosigkeit derart eng nationaler Zugänge besonders ins Auge. Selbst wenn Susanne Kuß für den deutschen Fall auf die Spezifika jeweiliger peripherer Kriegsschauplätze als Erklärung für den Charakter der Kriegführung verweist,²⁴ so reduziert das lediglich das Gewicht national-metropolitane Interpretationsansätze, ohne aber den wesentlichen Hinweis hinzuzufügen, dass es überhaupt die *Gesamtkonstellation* der westlichen Durchdringung der Welt gewesen ist, die koloniale Situation,²⁵ die für die Konfliktlogik und damit auch für die Gewaltsamkeit des Imperialismus verantwortlich gewesen ist, und zwar weitgehend unabhängig von den nationalen militärischen und ideologischen Traditionen einzelner Imperien.²⁶ Was die gedanklichen Voraussetzungen und die gewaltsamen Methoden des Imperialismus betrifft, muss man eher, mit Robert Gerwarth und Stephan Malinowski, von einem internationalen »kolonialen Archiv« ausgehen²⁷ – aber auch das vernachlässigt mit seiner Fixierung auf die intentionale westliche Täterschaft wesentliche Rahmenbedingungen des Einsatzes organisierter Gewalt in der europäischen Expansion, die aus deren Gesamtlogik als historischem Strukturphänomen²⁸ resultierten.

Gelegentlich gibt es zwar in der Forschung kursorische Hinweise auf die längerfristigen Kontinuitäten von Gewalt in der europäischen Expansion, insbesondere auf die anhaltende Aktualität entsprechender Kriegsformen.²⁹ Ernst zu nehmende Ansätze, diese Gewalt als Epochen und Imperien Grenzen überschreitendes historisches Muster zu analysieren, sind aber rar. Tatsächlich kann man konstatieren, dass sich die westliche Militärgeschichte traditionell³⁰ wenig für Kriege an der Peripherie interessiert. Das monumentale Werk Azar Gats »War in Human Civilization« widmet dem Phänomen kaum zwei oberflächliche Seiten (von insgesamt 822), und in John Keegans nicht weniger umfassend intendierter »History of Warfare« kommt es nur in einzelnen Nebensätzen vor.³¹ Die moderne Imperialismusforschung geht dem Thema Kriegführung fast völlig aus dem Weg.³² Der einzige Versuch, sich der europäisch-außereuropäischen Kriegführung über Kontinente und Epochen hinweg in Buchform systematisch anzunähern, stammt von dem Ethnologen Lawrence Keeley.³³ Diachrone

Darstellungen zum Guerillakrieg beziehen zwar in der Regel Konflikte an der Peripherie ein, ohne aber systematisch auf deren Besonderheiten einzugehen.³⁴ Bruce Vandervort hat in zwei getrennten Studien die imperiale Kriegführung in Afrika und Nordamerika im 19. Jahrhundert analysiert und auf entscheidende Parallelen verwiesen.³⁵

Fast alle anderen übergreifenden Zugänge sind Synthesen in Form von Sammelbänden, von denen die meisten auf die Hochphase des Imperialismus beschränkt bleiben,³⁶ einige (mehrheitlich mit einzelnen thematischen Akzenten) auf die Frühe Neuzeit³⁷ und nur ganz wenige zumindest dem Anspruch nach epochenübergreifend.³⁸ Es gibt gelegentlich aufschlussreiche Aufsatzsammlungen oder sogar Monografien zu einzelnen Regionen, Kolonialreichen oder Epochen³⁹ sowie wichtige, jedoch kurze Beiträge mit einem systematischen Anspruch.⁴⁰

Im Wesentlichen aber überwiegt in der Literatur zu Gewaltkonflikten im Rahmen der europäischen Expansion bei Weitem – wie es Jürgen Osterhammel für den etwas engeren Begriff der Intervention konstatiert hat – die »monographische Fallstudie«,⁴¹ die ja überhaupt dem jüngeren Spezialisierungstrend der Geschichtswissenschaft entspricht.⁴² Derselbe Trend behindert offenbar auch die Suche nach Verallgemeinerungen über den Fall hinaus, scheint doch jede solche Abstraktion bereits mit der einzelnen Fallstudie zu kollidieren, von mehreren zu schweigen. Die Suche nach Mustern oder Parallelen,⁴³ nach der »Ordnung großer Fallmengen«⁴⁴ hat in der Geschichtswissenschaft heute einen schweren Stand.

Die Literatur zu einzelnen Gewaltkonflikten im Rahmen des Imperialismus ist nahezu unüberschaubar. Entsprechend kann und will dieses Buch keine »Geschichte« der organisierten Gewalt in der europäischen Expansion sein – zumal eine solche Darstellung angesichts der Allgegenwart des Phänomens von einer Geschichte der Expansion selbst kaum zu unterscheiden wäre. Vollständigkeit wäre bei einem Unterfangen wie diesem nicht erreichbar, selbst wenn man Jahrzehnte mit dem Zusammentragen und Auswerten von Forschungsliteratur zubrächte. Vollständigkeit ist aber auch in der Logik des Projekts gar nicht angelegt, da ich nicht behaupte, dass *jeder einzelne* Gewaltkonflikt im Rahmen des Imperialismus in allen Einheiten so funktioniert wie hier erörtert. Ich bin sicher, dass Hunderte

von empirischen Fällen *einzelne* der hier diskutierten Merkmale nicht aufweisen. Vermutlich gibt es Dutzende, die gleich in *mehrfacher* Hinsicht der hier vorgeschlagenen Interpretation von Gewaltkonflikten in der europäischen Expansion nicht folgen. Andererseits wäre ich ausgesprochen überrascht, wenn mehr als eine Handvoll empirischer Fälle der in diesem Buch entwickelten Konfliktlogik *insgesamt* widerspräche.

Der Gedanke des Buches ist es also nicht, für jeden Fall verbindliche Antworten zu geben, sondern vielmehr eine Art Idealtypus (mit Variablen) zu entwickeln, der Forschungsfragen aufwirft. Die Dichte wiederkehrender empirischer Beobachtungen in der Gewaltgeschichte des westlichen Imperialismus legt nahe, dass auch die sie verbindende Interpretation des großflächigen Konfliktmusters, der Funktionsweise, der inneren Logik dieser Geschichte, die ich hier versuche, verallgemeinerbar ist. Das Buch macht ein Angebot für die Einordnung solcher Beobachtungen in der künftigen empirischen Aufarbeitung weiterer Konflikte, davon ausgehend, dass die Logik der Gewaltkomponente der europäischen Expansion übertragbare Rückschlüsse zulässt. Ich schlage einen Interpretationsrahmen für künftige Forschungen vor, der diese der Notwendigkeit entheben soll, das Rad immer wieder neu zu erfinden, und speziell, sich immer wieder über die scheinbare Unregelmäßigkeit und die überbordende Brutalität peripherer Konflikte zu wundern.

Dementsprechend operiert das Buch mit keiner klaren Definition, keiner ausdrücklichen Abgrenzung der empirischen Fälle, die der Betrachtung zugrunde liegen. Den Rahmen gibt das historische Strukturphänomen des Imperialismus oder der europäischen Expansion ab, und die vielgestaltigen Gewaltkonflikte in diesem Rahmen bilden die Fallmenge der Untersuchung. Allerdings gilt mein Interesse im Kern der *organisierten* und der transkulturellen, asymmetrischen Gewalt, wie sie klassischerweise im Konflikt zwischen dem Westen und staatlich oder tribal organisierten indigenen Kollektiven auftreten. Betrachtet man das Gesamtspektrum der Gewalt im Kontext der europäischen Expansion als ein Kontinuum der Intensität, so stehen an dessen einem Ende die kriegerischen Auseinandersetzungen des Westens mit großen, vergleichsweise wohlorganisierten und mächtigen Reichen wie dem chinesischen oder dem osmanischen oder im 20. Jahrhundert mit Nationalstaaten zumindest oberflächlich westlicher Ausprägung wie Nordvietnam oder

dem Irak: annähernd symmetrische Konflikte, die dem zwischenstaatlichen Krieg der abendländischen Neuzeit in vieler Hinsicht nahekommen. Am anderen Ende des Kontinuums findet sich kaum strukturierte Alltagsgewalt zwischen Individuen oder allenfalls kleinen Gruppen in staatsfernen Räumen,⁴⁵ die zwar zur europäischen Expansion gehört, sich aber unserem Verständnis von Krieg entzieht. Zwischen diesen Extremen, also in der breiten Mitte des Spektrums, dort wo die militärischen Vertreter der Kernstaaten der westlichen Welt gegen auf die eine oder andere Weise organisierte außereuropäische Gesellschaften kämpfen – Stämme, Feudalherrschaften, Proto-Staaten, indigene Reiche, antikoloniale Widerstandsbewegungen –, wo dieser Kampf eine erkennbare Einheit, Logik, Struktur hat, und vor allem wo er der Machtausdehnung oder dem Machterhalt der westlichen Welt dient, wo die Gewalt organisiert und instrumental ist: Da liegt das primäre Erkenntnisinteresse dieses Buches.

Grenzfälle werden dennoch in die Diskussion einbezogen, sofern strukturelle Ähnlichkeiten erkennbar sind. Zu solchen Grenzfällen gehören neben den bereits genannten Extremen des Spektrums – indigene Großreiche und kaum strukturierte Alltagsgewalt – etwa

- Konflikte zwischen westlichen Imperien mit massiver indigener Beteiligung (die Weltkriege des 18. Jahrhunderts, insbesondere in Nordamerika);
- Konflikte mit westlichen Siedlern (Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg 1775–1783, Unabhängigkeitskriege Lateinamerikas Anfang des 19. Jahrhunderts, Südafrikanischer Krieg 1899–1902);
- Konflikte mit anderen nicht-autochthonen Bevölkerungen (antikoloniale Aufstände afrikanischstämmiger Sklaven und Freigelassener in der Karibik Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts); oder
- Konflikte in den imperienartigen Frontierzonen postkolonialer Nationalstaaten (vor allem in Südamerika im 19. und 20. Jahrhundert).

Ganz verzichtet habe ich auf die Diskussion der gewaltsamen imperialen Expansion nicht westlicher oder verwestlichter Imperien wie etwa Chinas. Dies schien mir den Rahmen zu sprengen und von der Geschlossenheit des Phänomens abzulenken. Die Beschränkung auf Gewaltkonflikte im Rahmen der europäischen Expansion scheint mir gerechtfertigt, weil dieser Expansionsprozess der welthistorisch

umfangreichste, längste, in seiner langfristigen Wirkung bedeutendste und prägendste war, der einzige globale und der einzige kollektive, zudem aufgeladen mit dem wirtschaftlichen Impetus des Kapitalismus und dem ideologischen von Religion, Zivilisierungsmission und Rassismus sowie untermauert von einer diskriminatorischen globalen Rechtsordnung, die in ihrer Universalität historisch einmalig ist: alles intensivierende Momente, die die europäische Expansion unter anderen imperialistischen Prozessen als besonders weit reichend und tief greifend hervorheben.⁴⁶

Die hier diskutierten Konflikte haben mithin keine scharfe Außengrenze; sie entziehen sich einer eindeutig historischen Abgrenzung über ihre Verortung als Gewaltinstrumente der europäischen Durchdringung der Welt hinaus. Ihre Familienähnlichkeit macht sie ähnlich, aber nicht kongruent. Nicht nur gibt es im Kontext der europäischen Expansion, wie eben gezeigt, zahlreiche Grenzfälle; sondern umgekehrt treffen Charakteristika der hier diskutierten Konflikte etwa auch auf andere Feldzüge in großen Räumen (Napoleon in Russland 1812), andere Kämpfe zwischen Staaten und substaatlichen Akteuren (den Vendéeaufstand 1793–1796 oder den Guerillakrieg in Spanien 1808–1812), andere transkulturelle (den Pazifikkrieg 1941–1945) oder als transkulturell konstruierte Konflikte (den deutsch-sowjetischen Krieg 1941–1945) zu.

Ich halte dennoch, und gerade wegen der Familienähnlichkeit, daran fest, dass das Phänomen, so unscharf es abgegrenzt sein mag, existiert. Die dynamische Mischung, in der sich die jeweiligen Charakteristika der eben genannten Konfliktformen bündeln, gegenseitig bedingen und verstärken, ist in den Gewaltkonflikten im Rahmen der europäischen Expansion einmalig. Um einen simplen Vergleich zu bemühen: Der Blick auf eine Farbtafel zeigt, dass es eine unendliche Zahl von Mischönen mit der Farbe Grün gibt – Grasgrün, das man als Gelb, Türkis, das man als Blau, Graugrün, das man als Grau, Schmutzgrün, das man als Braun sehen kann. Und selbst wenn die Sprachwissenschaft gezeigt hat, dass es Sprachen gibt, die kein Wort für »Grün« haben, so hat sie doch gleichzeitig erwiesen, dass auch die Sprecher dieser Sprachen Grün eindeutig erkennen können.⁴⁷ Die Mischöne zeigen lediglich, dass man Grün nicht scharf abgrenzen kann – aber es existiert, weil es im erkennbaren Kern nichts anderes ist als eben Grün. Auf dieselbe Weise existiert – so jedenfalls die Annahme dieses Buches – der Gewaltkonflikt im Imperialismus als

Konfliktmuster *sui generis*, als Schnittmenge jener Konflikte in diesem Kontext, die mit keiner anderen Konfliktform so viel gemein haben wie miteinander.

Haben wir ein Wort für das hier diskutierte Phänomen? Von »organisierter Gewalt im Rahmen der europäischen Expansion« kann man notfalls immer sprechen, nur wird es auf Dauer ermüdend. »Kleine Kriege«⁴⁸ – im 19. Jahrhundert in Großbritannien ein gängiger Begriff⁴⁹ – birgt das Problem, nicht nur pejorativ zu wirken, sondern auch im deutschen Verständnis keinen Verweis auf die periphere Konstellation zu beinhalten; »kleiner Krieg« ist die seit dem 18. Jahrhundert im Deutschen eingeführte Übersetzung des französischen »petite guerre« als irregulärer Krieg schlechthin, auch am Rande des europäischen Großkrieges. »Asymmetrischer Krieg« trifft die Sache ziemlich gut, verweist aber für das Allgemeinverständnis primär auf die Militärpotenziale und nicht auf den transkulturellen Aspekt und ist außerdem durch die politikwissenschaftlichen Diskussionen der letzten beiden Dekaden stark zeitgebunden. »Kolonialkrieg« ist allgemein verständlich, aber zwangsläufig mit der Eroberung oder Befriedung von Kolonien, also mit formeller Herrschaft, verknüpft und beschwört zudem für das deutsche Geschichtsbewusstsein unvermeidlich die kurze Epoche der deutschen Kolonialgeschichte herauf, also die gut vier Jahrzehnte vor dem Ende des Ersten Weltkrieges – zeitlich und strukturell eine erhebliche Einschränkung der 500-jährigen Gesamtgeschichte der europäischen Expansion, die ja über weite Strecken informell verlief, also ohne die Errichtung direkter Herrschaft, aber deswegen nicht weniger gewaltsam.

Ich werde in diesem Buch der Einfachheit und Kürze halber die Gewaltkonflikte im Rahmen des westlichen Imperialismus summarisch als »Imperialkriege« bezeichnen.⁵⁰ Für den Kontext dieses Buches ist der Begriff jedoch nicht zentral – er soll lediglich als unbelasteter Neologismus für den Versuch stehen, die Geschichte organisierter Gewalt in der europäischen Expansion insgesamt als gedankliche Einheit zu verstehen.

Zwangsläufig ist dieses Buch tendenziell eurozentrisch. Es handelt von den Gewaltakten im Rahmen eines komplexen Prozesses, der zwar Akteure und Handlungsspielräume auf beiden Seiten hat oder vielmehr: der deutlich mehr als nur zwei Seiten hat, denn er ist von transkulturellen Interaktionen und Allianzen ebenso geprägt wie

von intrakulturellen Spaltungen. Aber der Prozess selbst und der grundlegende Antrieb zur Gewalt gehen im Ursprung von den Kernmächten der westlichen Welt, von den Imperien, aus. Die Europäer sind nach Amerika, Asien und Afrika gekommen, nicht die amerikanischen Indianer, die Asiaten oder Afrikaner nach Europa, und damit ist jede indigene Aktion in diesem Prozess zumindest in ihrem letzten Grund eine Reaktion auf die Realität der europäischen Expansion. Auch quantitativ »dominieren die Handlungen europäischer Akteure die Geschichte kolonialer Gewalt«, wie Benjamin Brower feststellte.⁵¹

Dennoch habe ich mich bemüht, die indigene Seite, ihre Gewaltkultur, ihr Gewalthandeln, ihre Handlungsspielräume und ihre Anpassung an die Herausforderung durch die Imperien in die Darstellung so weit als möglich einzubeziehen. In der Intention handelt dieses Buch von der Interaktion von Gewaltkulturen. Aber die indigenen Gesellschaften, die im Verlauf der europäischen Expansion mit den westlichen Reichen zusammenstießen, waren überwiegend vorschrittlich, und was man über sie weiß, stammt daher – von mündlicher Überlieferung bei noch existierenden Ethnien abgesehen, die von Ethnologen ausgewertet werden kann und worden ist⁵² – meist aus der Feder europäischer Beobachter,⁵³ auch wenn diese im glücklicheren Fall immerhin ihrerseits *oral history* betrieben hatten, wie die Spanier nach der Conquista.⁵⁴

Diese Quellenlage macht unsere Sicht nicht nur zwangsläufig partiell,⁵⁵ sondern sie bedeutet zugleich, dass unser Bild außereuropäischer Gewaltkulturen bereits von deren Reaktion auf die europäische Expansion geprägt ist. Kein westlicher Beobachter hat je über eine indigene Gesellschaft berichtet, die nicht schon von den Schockwellen der gewaltsamen Ausbreitung der Imperien geprägt und strukturiert war. Handelsgüter, Wanderungsbewegungen, Seuchen, sekundäre Verdrängungskriege eilten den Europäern in indigene Welten voraus, bevor sie selbst einen Fuß dorthin setzten. Von wenigen archäologischen Hinweisen abgesehen, entzieht sich die Kriegführung der präkolumbianischen Indianer Nordamerikas historischer Erkenntnis, und noch viel mehr gilt das für die Alte Welt, die viel früher mit den Ausläufern der europäischen Expansion in Kontakt kam.⁵⁶

Der Einfachheit und der lexikalischen Varianz zuliebe werden im Folgenden »westlich«, »imperial« und »europäisch« in der Regel

nahezu austauschbar gebraucht, um den global expansiven Akteur in der Gewaltbegegnung zu kennzeichnen, auch wenn nicht alle diese Begriffe gleichermaßen auf europäischstämmige Siedlergesellschaften wie die Vereinigten Staaten (nicht europäisch), europäisierte Imperien wie Japan (nicht westlich) oder westliche Akteure nach dem Ende der Kolonialreiche (mehrheitlich allenfalls kollektiv imperial) passen und Russland zumindest seit dem Ost-West-Konflikt 1917–1991 weniger mit »westlich« als mit »östlich« konnotiert ist (was aber globalhistorisch angesichts seiner eindeutig abendländischen Kultur eher in die Irre führt). Umgekehrt stehen »nichteuropäisch«, »indigen« oder »autochthon« relativ unterschiedslos für den örtlichen, global defensiven Akteur, für den es wenig andere kollektive Synonyme gibt, die nicht weithin als pejorativ empfunden werden.⁵⁷ Wie einheimisch die lokalen Kriegsparteien jeweils tatsächlich waren, kann man angesichts von indigenen Expansionsschüben und Wanderungsbewegungen (nicht zuletzt durch den westlichen Imperialismus selbst ausgelöst) natürlich trefflich hinterfragen. Die nichteuropäische Welt war keineswegs statisch.

Von den nicht-europäischstämmigen Einwohnern Amerikas vor dem 20. Jahrhundert als »native Americans« zu sprechen, schiene mir anachronistisch, zumal der Begriff – anders als in Deutschland meist angenommen – auch in den USA *nicht* mehrheitlich zur Fremd- oder Selbstbeschreibung der Bevölkerung indigener Abkunft verwendet wird.⁵⁸ Ich belasse es daher beim im Deutschen eingeführten und zudem knappen Begriff der »Indianer«.

Alle im Original fremdsprachigen Zitate sind vom Verfasser ins Deutsche übersetzt worden.

1. Krieg an der Peripherie

»Der Krieg in Afrika hatte einen ganz anderen Charakter. Er war durchaus ein Krieg, ein echter Krieg, sehr hart, sehr mühsam, sehr schwierig, aber *sui generis*.«¹ Was eine populäre Memoirengeschichte des französischen Algerienkrieges hier schon in der Einleitung postuliert, ist signifikant. Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion – der Imperialkrieg, Kolonialkrieg, kleine Krieg – funktioniert anerkanntermaßen anders als der konventionelle Großkrieg zwischen westlichen Mächten, ist geradezu als sein strukturelles Gegenteil beschreibbar.² Die Definition *ex negativo* ist seit Langem der charakteristische Einstieg für jede Analyse des Imperialkrieges, wie einige einschlägige Stellungnahmen aus den letzten gut hundert Jahren illustrieren:

»Das vergleichende Studium von Kolonialkriegen erfordert zwei Prämissen. Die erste ist, dass Kolonialkriege eine separate Kategorie bilden. Das bedeutet, dass sie etwas gemeinsam haben, was sie von anderen Kriegen unterscheidet – kurz: dass sie *sui generis* sind.« (Hendrik Wesseling)³

»Kolonialkrieg ist ganz anders als das, was gemeinhin als konventioneller Krieg bekannt ist.« (Jean Gottmann)⁴

»Der Kolonialkrieg unterscheidet sich vom gewöhnlich in Europa praktizierten Krieg durch eine Anzahl besonderer Bedingungen seiner Ausführung [...].« (Albert Ditte)⁵

»Kleiner Krieg ist ein Begriff, der in den letzten Jahren sehr in Gebrauch gekommen ist und der zugegebenermaßen etwas schwierig zu definieren ist. Praktischerweise kann man sagen, dass er alle Feldzüge einschließt außer denen, in denen beide gegnerische Seiten aus regulären Truppen bestehen. [...] Die Lehren der großen Meister der Kriegskunst und die Erfahrungen, die aus jüngsten Feldzügen in Amerika und auf dem europäischen Kontinent gewonnen worden sind, haben bestimmte Prinzipien und Präzedenzfälle etabliert, die das Fundament des gegenwärtigen Systems regulärer Kriegführung bilden. [...] Aber die Bedingungen der kleinen Kriege sind so unterschiedlich, die Kampfweise des Feindes oft so eigentümlich und die

Kriegsschauplätze weisen so einmalige Eigenschaften auf, dass irreguläre Kriegführung allgemein nach einer vom formelhaften System völlig abweichenden Methode betrieben werden muss.« (Charles Callwell)⁶

Worin bestehen diese »besonderen Bedingungen«, durch die der Krieg im Rahmen der europäischen Expansion zum diametralen Gegenteil des Großkriegs der abendländischen Moderne wird? Gottmann verwies diesbezüglich recht klassisch auf ferne Länder, große, unbekannte Räume, numerisch überlegene, landeskundige Feinde, ein großes Zivilisationsgefälle zwischen den Gegnern sowie auf gänzlich anders geartete Kriegsziele,⁷ und die anderen drei zitierten Autoritäten führten im Prinzip Ähnliches aus. Neuere Definitionen des Phänomens Kolonialkrieg lehnen sich daran an.⁸ Allen gemeinsam ist allerdings, dass sie sich zumindest vorrangig auf die klassische Epoche der jüngeren europäischen Kolonialreiche und ihrer Expansionskriege in Übersee beziehen, also auf den Zeitraum vom mittleren 19. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Tatsächlich aber sind viele der »besonderen Bedingungen« verallgemeinerbar für die Gesamtgeschichte der gewaltsamen Etablierung und Aufrechterhaltung der Vorherrschaft der westlichen Imperien in der übrigen Welt.

Wie also gestalteten sich diese »besonderen Bedingungen« in fünf Jahrhunderten europäischer Expansion? Die physische Geografie des Kriegsschauplatzes bestimmte den Charakter der Kriegführung und erschwerte insbesondere die imperiale Logistik. Die Gegnerkonstellation war hoch asymmetrisch: Fragmentierte indigene Gesellschaften mit extensiver Gewaltkultur trafen auf globale Imperien mit potenziell nahezu unbegrenzten Ressourcen und dem Willen zum intensiven Gewalteininsatz im Stil der abendländischen entscheidungssuchenden Kriegführung. Faktisch aber begrenzten die Logik des imperialen Systems und die Schwierigkeiten peripherer Machtprojektion den Mitteleinsatz an der Peripherie. Eine schnelle militärische Entscheidung wurde dadurch häufig unmöglich; typisch für die Ränder der Imperien waren vielmehr dauerhafte extensive Gewaltzustände. Von diesen Umständen, und den Lösungsversuchen der Imperien, handelt dieses Kapitel.

Raum

Um sich zunächst die Dimensionen des geografischen Raumes zu vergegenwärtigen, in dem sich Imperialkriege oft abspielten, muss man nicht gleich die über 13 Millionen Quadratkilometer des von einigen wenigen Russen eroberten Sibiriens als Maßstab nehmen oder die 8000 Kilometer vom Ural bis zur Beringstraße.⁹ Schon die Ausdehnung des Kongobeckens, dessen größter Teil dann belgische Kolonie wurde, entsprach der Europas von London bis zur Wolga.¹⁰ Das aufständische Algerien der 1950er Jahre war fünfmal so groß wie das französische Mutterland, seinerseits damals das größte Land Europas westlich der UdSSR.¹¹

Den Räumen entsprachen die Distanzen. Francisco Pizarros kleine Truppe legte 1533 während der Eroberung Perus von Cajamarca bis zur Inkahauptstadt Cuzco 1200 Kilometer den Andenhauptkamm entlang zurück.¹² Die Goldfelder von Cuiabá an der brasilianischen Frontier, über die Ende des 17. Jahrhunderts erbitterte Kämpfe mit den dortigen Indianern ausbrachen, waren von der nächstgelegenen größeren Ansiedlung, São Paulo, 3500 gewundene Flusskilometer entfernt, und der Weg führte durch tiefe Schluchten und durch den Pantanal, eines der größten Feuchtgebiete der Erde.¹³ Die französische Foureau-Lamy-Expedition von 1898 marschierte von Algerien bis zum Tschadsee fast die gleiche Entfernung, allerdings zu Fuß durch die Sahara.¹⁴ Noch 1870 – im Zeitalter der Eisenbahnen – führte der Feldzug gegen die separatistische Métis-Republik am Red River in Kanada eine britische Kolonne unter dem späteren Feldmarschall Sir Garnet Wolseley 1000 Kilometer durch weglöse Wildnis mit moskitoverseuchten Sümpfen und Wäldern.¹⁵

Auch wenn nicht alle Kriegsschauplätze riesig waren,¹⁶ so waren viele Hunderte von Kilometern lange Nachschublinien durch feindliches Gebiet im Krieg an der Peripherie eher die Regel als die Ausnahme.¹⁷ Und »feindliches Gebiet« darf man dabei in vielen Fällen durchaus wörtlich nehmen und nicht etwa nur als metaphorisches Kürzel für »vom Feind beherrschtes Gebiet«. Wie der britische Oberst Charles Callwell festhielt, dessen um 1900 mehrfach aufgelegtes Handbuch »Small Wars« für Jahrzehnte die Bibel des Imperialkrieges blieb, waren Kriege an der Peripherie »vor allem Feldzüge gegen die Natur«.¹⁸ Natürlich fanden manche Konflikte unter gemäßigten Naturbedingungen statt, aber viel häufiger waren unwirtliches

Gelände, extreme klimatische Bedingungen und eine feindselige Fauna und Flora. In der Sahara etwa wechselten weit über 50 Grad Hitze bei Tag mit Nachtfrösten ab, und kurz nach Sonnenuntergang koexistierten mitunter beide Extreme: Der von der Sonne erhitzte Sand verbrannte die Füße, während die Ohren bereits in der eisigen Nachtluft abzufrieren drohten. Dazu kamen tagelange Sandstürme, Taranteln, Sandflöhe, Läuse, Skorpione, Giftschlangen, Schakale und Hyänen sowie Durchfall, Cholera und Malaria.¹⁹

Klimatische Ausnahmebedingungen zeichneten auch viele Feldzüge im Westen der USA aus. Die Apachenkriege fanden in den verbrannten Malariagefilden Arizonas statt, wo es bei Temperaturen zwischen 40 und 50 Grad kaum Wasser gab, dafür aber Dornenstrüpp, Schlangen, Skorpione, Tausendfüßler, Taranteln und die giftige Gila-Krustenechse,²⁰ und die Gewehre so heiß wurden, dass man sie nicht mehr anfassen konnte.²¹ Dafür boten die Feldzüge gegen die Sioux im Norden oft Umstände wie im Winter 1876/1877, als Blizzards mit Temperaturen von 40 bis 45 Grad unter null die Luft mit schneidenden Eiskristallen erfüllten und die Soldaten dicke Eisklumpen im Bart, die Pferde Eiszapfen an den Nüstern hatten.²² In den Seminolenkriegen Floridas in den 1840er Jahren waren es Hitze, Seuchen, das stinkende stehende Wasser in den Everglades und die dort heimische Schneide (*Cladium jamaicense*), ein gezahntes Grasgewächs, das entzündliche Verletzungen verursacht, die den amerikanischen Truppen den Einsatz zur Hölle machten.²³

Auch die Karibik bot neben feuchttropischer Hitze eine ungewöhnliche und feindselige Flora und Fauna: Kakteen und andere Dornensträucher, Moskitos, Skorpione, Riesenkrabbenspinnen und Tausendfüßler, allesamt giftig.²⁴ In Südamerika, Afrika und Südostasien dominierte vielerorts der lichtlose Dschungel den Kriegsschauplatz, wo Unterholz und Schlingpflanzen die Sicht auf nahezu null reduzierten.²⁵ Im Kongobecken waren die Bäume 60 Meter hoch, das dichte Unterholz 5 Meter. Die belgischen Soldaten, die diesen Urwald kontrollieren sollten, kämpften sich durch Mangrovensümpfe und versunkene Wälder, aber auch durch Trockensavannen. Zu den Begleitumständen gehörten erneut Hitze, Fieberkrankheiten, Insekten, mit Krankheitserregern infiziertes Trinkwasser sowie permanente Feuchtigkeit, die Schuhe und Kleidung auflöste.²⁶

Die Uniformen und Ausrüstung zumindest der regulären Truppen der Imperien waren für solche extremen Umgebungen oft ungeeig-

net.²⁷ Das mussten nicht nur die Konquistadoren Pedro de Alvarados bei der Invasion Perus von 1534 erfahren, die neben den Begleitumständen des Dschungelkrieges und dem Vulkanascheregen, mit dem sie eingedeckt wurden, auch ihren Waffen und Rüstungen beim Verrotten zusehen konnten, bevor sie dann in den Kordillern zum erheblichen Teil an Höhenkrankheit und in Schneemassen zugrunde gingen, zusammen mit den meisten ihrer Pferde.²⁸ Die französischen Truppen auf Haiti 1802 waren dem feuchtheißen Tropenklima ohne Regenmäntel, Sonnenhüte, Zelte oder Schuhe ausgesetzt, trugen dafür aber schwere Wolluniformen,²⁹ was überhaupt symptomatisch war für die Gedankenlosigkeit westlicher Militärapparate: Die Standardwolluniform der US-Armee war lange Zeit für den Krieg im Süden zu heiß, für den im Norden zu kalt, bevor dann um 1880 in einen Fall Tropenhelme und Baumwollstoff, im anderen Fellüberbekleidung und lange Unterwäsche eingeführt wurden.³⁰ Des ungeachtet waren die amerikanischen Freiwilligen im Philippinenkrieg 1899–1902 immer noch in dicken Wollstoffen unterwegs.³¹ Auch während der Intervention in Ägypten 1882 erwiesen sich der massive Waffenrock, die Wollhosen und die Flanellhemden der britischen Garde als suboptimal und waren für zahlreiche Ausfälle durch Hitzschlag mitverantwortlich.³²

Andere Ausrüstungsgegenstände eigneten sich ebenfalls oft nicht für extremes Klima. In den britischen Feldzügen in Afrika im 19. Jahrhundert verdarb bei großer Hitze das Büchsenfleisch, und das Trinkwasser war oft kochend heiß, weil es in metallenen Wassertanks auf Kamelen transportiert wurde.³³ In der Sahara legte Sand die Mechanik von Maschinengewehren lahm.³⁴ Noch im späten 20. Jahrhundert wurde im feuchten Klima Guinés (Guinea-Bissau) die portugiesische Logistik durch den Zusammenbruch von Maschinen und Gerät behindert.³⁵ Im 3. Golfkrieg, wo die Hitze amerikanischen Kriegsteilnehmern zufolge jeder Beschreibung spottete, erlagen die Panzermotoren Überhitzung und Sand.³⁶

Viele Schauplätze von Imperialkriegen waren Horte tropischer Krankheiten. Notorisch war Westindien, wo während der Napoleonischen Kriege britische und französische Soldaten wie die Fliegen starben.³⁷ 70 Prozent der französischen Verstärkungen für Haiti im Sommer 1802 fielen binnen weniger Monate einer Gelbfieberepidemie zum Opfer.³⁸ Bei den spanischen Verbänden in Venezuela Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Verluste durch Pathogene na-

hezu total – 90 bis 96 Prozent. Im kubanischen Unabhängigkeitskrieg der 1890er Jahre starben immer noch 22 Prozent der eingesetzten spanischen Soldaten (und fast ebenso viele ihrer kreolischen Gegner) an Seuchen.³⁹ Nirgendwo aber wüteten die Erreger schlimmer als in Westafrika, wo Malaria, Gelbfieber und Magen-Darm-Infekte eines der für Europäer tödlichsten Klimata der Welt produzierten. Jedes Jahr erlagen hier noch im 19. Jahrhundert rund 20 Prozent aller Europäer Tropenkrankheiten, in Hochphasen von Gelbfieberepidemien sogar 60 Prozent und auch mehr: In Sierra Leone waren es 1825 und 1826 86 bzw. 73 Prozent der eingesetzten Truppen. Lokal und speziell auf Feldzügen konnte die Todesrate 100 Prozent erreichen. Die Seuchenmortalität wurde bis Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Erkenntnisstand der Medizin eher noch erhöht. Für Malariakranke, die ohnehin an Blutarmut und Dehydrierung zugrunde gingen, waren kräftiger Aderlass und Abführmittel zur Reinigung des Körpers jedenfalls fatal.⁴⁰ Auch als die Tropenmedizin dann über Chinin zur Malariaprophylaxe und über grundlegende Einsichten in die Notwendigkeit von Hygiene verfügte, kam es immer noch sehr auf die Umsetzung vor Ort an. Im britischen Ashantikrieg 1873/74, wo angeblich peinliche Gesundheitsvorsorge getroffen wurde,⁴¹ starben zwar nur 50 von 2500 eingesetzten europäischen Soldaten an Tropenkrankheiten,⁴² aber über 1000 wurden invalide.⁴³ Und im französischen Feldzug gegen Madagaskar mehr als zwei Jahrzehnte später erlag noch immer ein Drittel der Soldaten Malaria, Typhus und Durchfall, vermutlich wegen mangelnder Hygiene und einer zu niedrigen Chinindosis, deren Einnahme noch dazu nicht überwacht wurde.⁴⁴

Auch in weniger extremen Einsatzgebieten sorgten in vielen Imperialkriegen die klimatischen Bedingungen und Krankheitserreger für hohe Ausfälle unter den eingesetzten europäischen Truppen.⁴⁵ Abgeschnittene Fortbesetzungen in Nordamerika (aber auch in Australien) erlitten noch im 19. Jahrhundert mitunter hohe Ausfälle durch die Vitaminmangelkrankheit Skorbut als Folge von Mangelernährung zu Zeiten von Salzfleisch und Zwieback als normale Diät für Soldaten an der Frontier.⁴⁶

Tödlich waren extreme klimatische Bedingungen und Seuchen nicht allein für die Soldaten, sondern auch für Reit- und Lasttiere, auf denen die Logistik an der Frontier bis zum späten 20. Jahrhundert fast ausschließlich basierte. Hernán Cortés, der Eroberer Mexikos, verlor 1525 in einer strapaziösen Passüberquerung in den Maya-Ber-

gen 86 seiner kostbaren Pferde.⁴⁷ Beim Durchmarsch durch die lebensfeindlichen Little Missouri Badlands verdursteten 1864 Pferde und Zugochsen der Sully-Expedition gegen die Sioux, zumal Heuschrecken das Land kahl gefressen hatten.⁴⁸ In zwei französischen Sahara-Feldzügen 1900/01 starben von 35 000 eingesetzten Kamelen 25 000, übrigens mit katastrophalen Folgen für die lokale Wirtschaft.⁴⁹ 1839 gingen in der ersten britischen Invasion Afghanistans die indischen Kamele ein, da sie das Gebirgsklima nicht gewohnt waren und aus Unkenntnis giftige Pflanzen fraßen.⁵⁰

Mitunter waren die Auswirkungen des Klimas auf an der Peripherie eingesetzte Armeen so dramatisch, dass sie kriegsentscheidend wurden. Die erste britische Expedition nach Nepal 1767, unklugerweise zur Monsunzeit losgeschickt, verlor zwei Drittel ihrer Truppenstärke durch Malaria und wurde daraufhin von den Gurkhas relativ mühelos vernichtend geschlagen.⁵¹ Ähnlich erging es der britischen Strafexpedition gegen die Ashanti 1864, die ebenfalls in der Regenzeit von Durchfall und Fieber so dezimiert wurde, dass sie den Rückmarsch antrat, ohne einen einzigen Feind gesehen zu haben – besiegt allein von der feindlichen Natur.⁵² Das war die Unternehmung, die den Ashantikönig Kwaku Dua zu dem denkwürdigen Kommentar veranlasste: »Der weiße Mann bringt seine Kanonen in den Busch, aber der Busch ist stärker als die Kanonen.«⁵³ Kein Wunder, dass die Gegner der Imperien gelegentlich die Auswirkungen von Klima und Pathogenen in ihr strategisches Kalkül einbezogen.⁵⁴

Mindestens so schwierig wie die klimatischen Bedingungen war in vielen Feldzügen an der Peripherie das Gelände. Nur selten ähnelte es den offenen Ebenen, den sanften Hügeln und Flusstälern der Mutterländer mit ihrer intensiven Landwirtschaft und ihrem dichten Verkehrsnetz, wo Kriegführung westlichen Stils so einfach war: Dieser Traum eines jeden Kolonialoffiziers ging für die britischen Generale im Krieg gegen die Maori Neuseelands zumindest zeitweise in Erfüllung.⁵⁵ Sonst aber waren die Schauplätze von Imperialkriegen im Regelfall unzugänglich und unerschlossen.

An der Peripherie operierten Armeen mitunter in Hochgebirgen, die an landschaftlicher Dramatik kaum zu überbieten waren. So etwa in der Abessinienexpedition 1867/68, wo die Gebirgsfestung Magdala gestürmt wurde, ein »unerreichbares Adlernes« auf über 100 Meter hohen Klippen an der Kante eines Hochlandes, das sich 3000 Meter über der Ebene erhob.⁵⁶ Auch an der Nordwestfrontier

Indiens herrschten »steile, jäh abfallende Berghänge, unterbrochen von messerscharfen Kämmen, zerklüfteten Felsvorsprüngen, Klippen und Abgründen«. ⁵⁷ Das unferne afghanische Hochgebirge war noch in diesem Jahrhundert für die US-Kriegführung nur auf Geißenpfaden über Hunderte von Metern hohen Steilabhängen zugänglich. ⁵⁸ In Neumexiko widerstanden die Hopi und Zuñi bis ins 18. Jahrhundert der spanischen Eroberung durch Rückzug auf die steilen Tafelberge, die sogenannten Mesas. ⁵⁹ Im Modoc-Krieg von 1872/73 in Nordkalifornien erwies sich ein Lavabett, das Zeitgenossen zufolge einer in Stein erstarrten Ozeanbrandung ähnelte, als für die US-Armee selbst gegen geringen Widerstand uneinnehmbar. ⁶⁰ Auch anderswo profitierten die indigenen Verteidiger von unwegsamem Berggelände. ⁶¹

War das Hochgebirge der eine klassische Albtraum westlicher Eroberungsarmeen an der Peripherie, so war der andere der Dschungel. In Malaya bedeckte er 80 Prozent des Landes (das die halbe Größe Italiens hatte); die Sicht war hier auf 20 bis 30 Meter beschränkt, in sekundärem Bewuchs auf praktisch null, und die Marschgeschwindigkeit unter Gefechtsbedingungen rangierte von einem Stundenkilometer in relativ offenem Wald zu 200 Meter pro Stunde im Unterholz, durch das man sich mit der Machete schlagen musste. ⁶² Dschungel prägte auch zahlreiche andere Imperialkriege, und zwar nicht allein in Südostasien, Afrika und Brasilien. ⁶³ Undurchdringlicher Urwald bedeckte bis Anfang des 19. Jahrhunderts große Teile Nordamerikas östlich des Mississippi und war taktisch entscheidend für solche imperialen Urkatastrophen wie die vernichtende Niederlage des britischen Oberbefehlshabers in Nordamerika, Edward Braddock, am Monongahela 1755. ⁶⁴

Prägend für Imperialkriege war ferner die Wüste, erneut nicht nur in Nordafrika, ⁶⁵ sondern auch bei der ersten britischen Invasion in Afghanistan, wo die Verbindungslinien nach Indien auf lange Strecken durch die Wüste liefen, ⁶⁶ und natürlich, wie schon erwähnt, im Südwesten der Vereinigten Staaten. ⁶⁷ Hatte die abseits von Sandstürmen relativ transparente Wüste keine wirklichen taktischen Vorteile für die indigenen Verteidiger, so war ihre schiere Lebensfeindlichkeit strategisch ein entscheidender defensiver Faktor, wie Douglas Porch anmerkt: »Die Tuareg brauchten nicht einmal eine Politik der verbrannten Erde anzuwenden; das hatte die Natur schon für sie getan.« ⁶⁸

Prägend waren schließlich auch Sumpfgebiete, von den Waldebenen Kanadas, wo sie die Niederschlagung der Métis-Republik 1870 behinderten,⁶⁹ und den atlantischen Südstaaten der USA, wo sie im Unabhängigkeitskrieg den Truppen des britischen Generals Charles Cornwallis zum Verhängnis wurden,⁷⁰ über die ausgedehnten Sumpfgebiete Javas⁷¹ und die Küstensümpfe Westafrikas⁷² bis zu den teilweise gigantischen Feuchtwäldern im Tiefland des Amazonas.⁷³ Auf Haiti kamen gar von labyrinthartigen Schluchten durchzogene Gebirge und sumpfige Mangrovenwälder zusammen.⁷⁴

Diese schwierigen Geländetypen waren kaum besiedelt, boten meist nur karge Nahrung, teils kein Trinkwasser und wenig sonstige Ressourcen. Das betraf zwar nicht die westlichen Truppen allein, aber da sie nicht landeskundig und nicht akklimatisiert waren, betraf es sie erheblich stärker, insbesondere wenn sie in großen Armeen organisiert waren, die lokale Ressourcen schnell erschöpften. Schwieriges Terrain erschwerte die Orientierung. Es begünstigte die Verteidigung, insbesondere durch einen Gegner, der das Gelände defensiv nutzte und die offene Feldschlacht vermied. Es war durchweg praktisch wegelos und behinderte damit Armeen westlichen Stils, die häufig mit schweren Waffen und aufwendiger Logistik unterwegs waren, auf vielfältige Weise. Das bedeutete, dass in solchem Gelände nur kleine Armeen operieren konnten.

Im Gebirge wie im Wald oder Sumpf war die Sicht stark beschränkt. Der indigene Gegner konnte sich, zumal dank seiner überlegenen Landeskenntnis, leicht verbergen und jederzeit aus der Deckung und nächster Nähe angreifen; dieses Terrain war daher prädestiniert für Überfälle aus dem Hinterhalt. Wege durch solches Gelände, soweit sie überhaupt existierten, waren unweigerlich schmal, gewunden und von Hindernissen gesäumt und zwangen den Armeen der Imperien die ebenfalls schmale, lange Kolonne auf, die leicht zu stoppen und an den Flanken verwundbar war. Der Raum, sich zum Gefecht zu entwickeln, fehlte meist, und die Zeit im Falle eines Überraschungsangriffs erst recht.

Im Feuergefecht boten Berge, Wald und Sümpfe nicht nur der indigenen Seite Deckung, sie erschwerten im Falle des taktischen Erfolgs auch die Verfolgung.⁷⁵ Im Gebirge konnte der Gegner seine Unabhängigkeit von schwerem Gerät nutzen, um die Streitkräfte der Imperien von oben unter Feuer zu nehmen.⁷⁶ Noch während der sowjetischen Intervention in Afghanistan 1980–1988 behinderte das